

Frances Hodgson Burnett

## **Das verfallene Herrenhaus**





**Frances Hodgson Burnett** (1849–1924) wurde in Nordengland geboren und lebte später in den Vereinigten Staaten. Mit ihren Kinderbüchern wie z. B. *Der kleine Lord* wurde sie zur gefeierten Bestsellerautorin.

**Gerlinde Völker** ist freie Übersetzerin und hat zuletzt Maria Edgeworth, Edgar Allan Poe und Edith Wharton ins Deutsche übertragen.

**Angelika Zirker** ist Professorin für Englische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen.

Frances  
Hodgson  
Burnett

# Das verfallene Herren- haus

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
übersetzt von Gerlinde Völker

Mit einem Nachwort von Angelika Zirker

RECLAM



Titel der amerikanischen Originalausgabe:

*The Shuttle*

New York: Grosset & Dunlap, 1907

2024 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH

Umschlagabbildung: Leo Putz, *Frieda Bell* (1907) – akg-images

Druck und buchbinderische Verarbeitung:

Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg

Printed in Germany 2024

Reclam ist eine eingetragene Marke

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-011485-8

Auch als E-Book erhältlich

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)

# Inhalt

Kapitel I	
Der Pendelverkehr webt sein Netz	5
Kapitel II	
Ein Mangel an Auffassungsgabe	22
Kapitel III	
Die junge Lady Anstruthers	33
Kapitel IV	
Ein Fehler des Postjungen	57
Kapitel V	
Auf beiden Seiten des Atlantiks	81
Kapitel VI	
Eine unfaire Gabe	106
Kapitel VII	
An Bord der Meridiana	118
Kapitel VIII	
Der Passagier zweiter Klasse	130
Kapitel IX	
Lady Jane Grey	143
Kapitel X	
»Ist Lady Anstruthers daheim?«	153
Kapitel XI	
»Ich dachte, ihr hättet mich alle vergessen«	164
Kapitel XII	
Ughtred	172
Kapitel XIII	
Eines der New Yorker Kleider	
187	

Kapitel XIV	
In den Gärten	198
Kapitel XV	
Der Erste Mensch	204
Kapitel XVI	
Das besondere Ereignis	226
Kapitel XVII	
Townlinson & Sheppard	252
Kapitel XVIII	
Der 15. Earl von Mount Dunstan	272
Kapitel XIX	
Frühling in der Bond Street	292
Kapitel XX	
Es tut sich etwas im Dorf Stornham	309
Kapitel XXI	
Kedgers	320
Kapitel XXII	
Einer von Mr Vanderpoels Briefen	328
Kapitel XXIII	
G. Selden wird eingeführt	344
Kapitel XXIV	
Die politische Ökonomie von Stornham	373
Kapitel XXV	
»Wir haben begonnen, sie zu heiraten, mein lieber Junge!«	388
Kapitel XXVI	
»Wie das sein muss, <i>Sie</i> zu sein – einfach <i>Sie!</i> «	404
Kapitel XXVII	
Das Leben	419

Kapitel XXVIII	
Es gibt ihnen zu denken	432
Kapitel XXIX	
Der Faden von G. Selden	441
Kapitel XXX	
Eine Heimkehr	449
Kapitel XXXI	
Nein, hätte sie nicht	468
Kapitel XXXII	
Ein großer Ball	480
Kapitel XXXIII	
Für Lady Jane	506
Kapitel XXXIV	
Godwyn der Rote	531
Kapitel XXXV	
Die Gezeitenwelle	544
Kapitel XXXVI	
Überall am Straßenrand	557
Kapitel XXXVII	
Verschlossene Korridore	571
Kapitel XXXVIII	
In Shandys Restaurant	585
Kapitel XXXIX	
In den Sümpfen	616
Kapitel XL	
»Hör auf damit«	630
Kapitel XLI	
Sie musste einfach etwas tun	643

Kapitel XLII	
Im Ballsaal	657
Kapitel XLIII	
Seine Chance	668
Kapitel XLIV	
Leise Tritte	681
Kapitel XLV	
Die Totenglocke	693
Kapitel XLVI	
Lauschen	710
Kapitel XLVII	
»Ich habe kein Wort und keinen Blick, an den ich mich erinnern könnte«	724
Kapitel XLVIII	
Der Moment	735
Kapitel XLIX	
Auf Stornham und Broadmorlands	768
Kapitel L	
Das Urzeitliche	783
Anmerkungen der Übersetzerin	793
Nachwort	794

## Kapitel I

### **Der Pendelverkehr webt sein Netz**

Als durch den Pendelverkehr zunächst langsam und schwerfällig ein Netz von Ufer zu Ufer gewebt worden war, wusste niemand, dass es von der großen Hand des Schicksals gehalten und geführt wurde. Das Schicksal allein verstand die Bedeutung des Netzes, das es webte, seine ganze Macht und seine Stellung in der Weltgeschichte. Die Menschen hielten wenig von dem Netz und dem Weben, das da stattfand, und benannten beides mit anderen, weniger bedeutsamen Namen; noch waren sie sich nicht bewusst, welche Stärke der Faden hatte, der über den schäumenden, wogenden, bald grauen, bald blauen Ozean geworfen wurde.

Das Schicksal und das Leben planten das Weben, und es schien allein den Zeitumständen geschuldet, dass der Pendelverkehr sich zwischen zwei Welten hin und her bewegte, die von einer Kluft getrennt wurden, die breiter und tiefer war als Tau sende von Kilometern salzig tosender See: die Kluft eines bitteren Streits, der von Hass und dem Blutvergießen zweier Brüdervölker vertieft worden war. Zwischen den beiden Welten im Osten und im Westen gab es kein Bedürfnis, sich anzunähern. Beide blieben für sich. Diejenigen, die gegen das rebelliert hatten, was ihr Innerstes Tyrannie nannte, die verzweifelt gekämpft und Blut vergossen hatten, um sich zu befreien, wandten ihren unbesiegten Feinden strikt den Rücken zu, brachen mit allen Fesseln, die sie an die Vergangenheit ketteten, verworfen das Band des gemeinsamen Namens, ihrer Verwandtschaft und ihres Ranges und begannen mit Todesverachtung ein neues Leben.

Diejenigen, gegen die man rebelliert hatte, fanden die Revolutionäre zu leidenschaftlich in ihrer Entschlossenheit und zu unerbittlich in der Verteidigung ihrer Festungen, so dass sie ein-

fach nicht zu besiegen waren. Naserümpfend segelten sie davon, zurück in ihre Welt, die doch so sehr die größere Macht zu sein schien. Sie stürzten sich in neue Schlachten, sie fügten neue Erüberungen und neuen Glanz zu den alten hinzu und schauten mit so etwas wie Verachtung auf den halbwilden Westen, den sie zurückgelassen hatten, damit er seine eigene Zivilisation aufbaute, und das ohne andere Hilfe als die Stärke seiner eigenen Hände und seiner kraftvollen unkultivierten Köpfe.

Aber während die beiden Welten sich fern voneinander hielten, webte der Pendelverkehr langsam durch die große Hand des Schicksals eine Verbindung, zog sie zueinander hin und hielt sie fest, ohne dass sie es merkten, und was zunächst wie Spinnfäden dünn gewesen war, formte bald ein Netz, dessen Stärke sie nicht hätten berechnen können und das sich schwerlich ohne Tragödien und schlimme Katastrophen hätte durchtrennen lassen.

Die Webarbeit war erst in ihren Anfängen und wuchs noch langsam, als unsere Geschichte begann. Dampfschiffe überquerten den Atlantik hin und her in beide Richtungen, aber sie machten ihre Reisen gemächlich, wenn auch mit heftigem Schlingern und all den Unbequemlichkeiten, die kleine Schiffe sich nun einmal leisten. Ihre Suiten und Decks waren noch nicht besetzt mit Leuten, für die die Reise ein Ereignis von vielen war – vielleicht sogar eines, das sie jedes Jahr erlebten. »Eine Überfahrt« war in jenen Tagen noch eine bedeutende Begebenheit, sie wurde akribisch geplant, lange vorher durchdacht, man sprach ausführlich darüber – und das nicht nur einmal – mit den verschiedenen Mitgliedern der Familie, zu der der Reisende gehörte. Man nahm an, dass einem Individuum, das New York, Philadelphia, Boston und dergleichen Städten den Rücken zuwandte und seinen Blick gen »Europa« richtete, eine gewisse Kühnheit anhaftete, die schon beinahe Leichtsinn genannt werden konnte. In diesen Tagen, als der Pendelverkehr noch gemütlich vor sich hin tuckerte,

fuhr man nicht einfach nach London oder Paris oder Berlin, vielmehr machte man sich feierlich nach »Europa« auf.

Da es wahrscheinlich war, dass der Reisende die Fahrt nur einmal im Leben unternehmen würde, nahm er sich vor, so viel wie möglich zu sehen, so viele Städte, Kathedralen, Ruinen und Galerien zu besuchen, wie seine Zeit und seine Börse es zuließen. Menschen, die mit einem gewissen Grad von Vertrautheit über den Hyde Park, die Champs-Élysées und den Pincio sprechen konnten, kam eine besondere Würde zu. Die Fähigkeit, mit einem Hauch von Intimität von diesen Orten reden zu können, war eine *raison de plus*<sup>1</sup>, zum Tee oder Dinner eingeladen zu werden. Fotografien oder Erinnerungsstücke zu besitzen, europäische Berühmtheiten gesehen zu haben – und sei es auch nur von ferne –, in den Gärten von Dichtern und den Häusern von Philosophen gewandelt zu sein, verdiente einen gewissen Respekt. Diese Epoche war noch weit entfernt von der Zeit, als der Pendelverkehr hin und her schoss, indem er schneller und immer schneller, Woche für Woche, Monat für Monat, neue Fäden in das Netz webte, Jahr für Jahr, Kette und Schuss, bis sie beide Ufer miteinander verbanden.

Es geschah noch in den vergleichsweise frühen Tagen, dass der erste Faden, dem wir folgen, in das Netz eingewebt wurde. Viele seiner Art sind seitdem hinzugekommen und haben sich immer mehr verstärkt und ein festes Band aus Geschlecht, Heimbildung und Familiengründung gedreht. Doch dieser war ein dünner und schwacher, der nur aus dem Lebensfaden einer Tochter eines gewissen Reuben Vanderpoel bestand – dem der hübschen, kleinen, einfachen, deren Name Rosalie lautete.

Sie – die Vanderpoels – gehörten zu den Amerikanern, deren Geschick und Reichtum Teil der Geschichte ihres Landes waren. Dieses aufzubauen hatte Epochen und Krisen geprägt oder gar geschaffen. Ihre Millionen konnte man eigentlich nicht Privatei-

gentum nennen. Zeitungen erzählten davon, wenn man so will, verwendeten sie als Argumente, benutzten sie als Redewendung, bauten sie in ihre Kalkulationstechniken ein. Die Literatur verwies auf sie, Moralsysteme nutzten sie, in Geschichten für die Jugend wurden sie voller Ernst als vorbildlich beschrieben.

Der erste Reuben Vanderpoel, der in den frühen, gefährlichen Tagen mit den Ureinwohnern Pelz- und Tierhandel betrieben hatte, wurde in den Geschichten über Sparsamkeit und Unternehmergeist als Held gelobt. Sein ganzes hart arbeitendes Leben hindurch war er immer von einem Genius des Handels unwiderstehlich angetrieben worden, aktiv zu werden, der sich zu Beginn in ungeheurem Mut beim Tauschhandel manifestierte. Sein wacher Geist, der den potentiellen Wert von Dingen erkannte, und die Möglichkeit, Menschen dazu zu bewegen, das zu tun, was er wollte, hatten ihm dabei wunderbar geholfen. Er hatte zu niedrigen Preisen Dinge gekauft, die in den Augen der weniger Scharfsichtigen wertlos waren, aber wenn er diese Dinge erst einmal besaß, dann wurde den weniger Scharfsichtigen stets klar, dass in seinen Händen der Wert dieser Dinge stieg und er Gelegenheiten fand, daraus Geld zu machen, die er auch nutzte. Nichts blieb unbrauchbar. Der praktisch denkende, schäbige, ungebildete kleine Mann entwickelte die Macht, Nachfrage für seine Waren zu schaffen. Wenn ihm einmal ein Fehler unterlief, so machte er ihn schnell wieder wett. Er konnte nahezu ohne irgendetwas leben und deswegen überall hinreisen auf der Suche nach den Dingen, die er haben wollte. Er konnte kaum lesen und schreiben und wusste nichts von Rechtschreibung, aber er war wagemutig und raffiniert. Sein ungeschultes Gehirn war das eines Financiers, sein Blut brannte im Fieber einer einzigen Begierde – der Begierde, Geld anzuhäufen. Geld war für ihn nicht zum Ausgeben da, sondern ausschließlich dazu, es in kleine oder große Besitztümer zu investieren, die in der nahen oder fernen

Zukunft mit Profit verkauft werden konnten. Die Zukunft barg Faszination für ihn. Er kaufte nicht für sein eigenes Vergnügen oder seine eigene Bequemlichkeit, er kaufte nichts als das, was wieder verkauft oder getauscht werden konnte. Er heiratete eine Frau, die die Tochter eines Händlers war und seine Passion für das Geldverdienen teilte. Ihre Familie war aus Nordengland gekommen, ihr Vater war ein knauseriger kleiner Kaufmann in einer unwichtigen Stadt gewesen, der wagemutig genug gewesen war, zu emigrieren, als das noch bedeutete, unbekannten Gefahren in einem halbwilden Land gegenüberzutreten. Sie hatte Reuben Vanderpoels Bewunderung erlangt, als sie einmal an einem bitterkalten Wintertag ihren Unterrock auszog, um ihn einer Squaw im Tausch für ein Schmuckstück zu verkaufen, von dem sie wusste, dass eine andere Squaw dafür mit einer wertvollen Tierhaut bezahlen würde. Die erste Mrs Vanderpoel war genauso wundervoll wie ihr Gatte. Sie waren beide wundervoll. Sie waren die Begründer eines Vermögens, das eineinhalb Jahrhunderte später das Entzücken – im Grunde die *pièce de résistance*<sup>2</sup> – von New Yorker Reportern werden würde, von dessen enormer Größe in runden Zahlen immer wieder berichtet wurde, wenn eine Spalte leer zu bleiben drohte. Die Art, wie man davon sprach, war unendlich vielfältig und immer wieder interessant für eine besondere Klasse, in der einige Individuen es ermutigend fanden, wenn man ihnen versicherte, dass so viel Geld ein persönlicher Besitz sein konnte, während andere die Tatsache als weiteres Argument dafür nutzten, gegen die Niedertracht des Monopols zu wettern.

Der erste Reuben Vanderpoel vermachte seinem Sohn sein angehäuftes Vermögen und sein fiebriges Verlangen, Geld zu verdienen. Er hatte nur das eine Kind. Der zweite Reuben baute auf den Grundlagen, die ihm dadurch gegeben waren, ein Vermögen auf, das viel größer war als das erste, da das schnelle

Wachstum und die zunehmenden Möglichkeiten seines Landes ihm immer größere Chancen eröffneten, Geld zu erwerben. Es war nicht länger nötig, mit den Ureinwohnern zu handeln, nun waren seine Fähigkeiten gefordert, mit weißen Männern zu rechtkommen, die in ein neues Land kamen, um sich ihren Lebensunterhalt zu erkämpfen und ein Vermögen zu machen. Einige waren gewitzt, einige verzweifelt, einige unehrlich. Aber in all ihrer Gewitztheit, ihrer Verzweiflung, ihrer Unehrlichkeit überlisteten sie den zweiten Reuben Vanderpoel nie. Jedes dieser Charakteristika fügte sich schließlich seinen eigenen Absichten und Qualitäten, und im Endeffekt blieb er der Gewinner einer jeden Geschäftstransaktion. Es war geradezu sprichwörtlich geworden, zu behaupten, die Vanderpoels verfügten über einen Geldvermehrungszauber. Dieser Zauber bestand in ihrer vollkommenen geistigen wie körperlichen Hingabe an eine einzige Idee. Ihre Besonderheit war nicht so sehr, dass sie reich werden wollten, als vielmehr, dass die Natur sie dazu drängte, Reichtümer anzusammeln, so wie der Magnet vom Eisen angezogen wird. Ohne etwas zu besitzen, waren sie reich geworden, als sie reich waren, wurden sie noch reicher. Sie hatten ihr Vermögen auf kleine Geschäftsvorhaben gegründet, sie vermehrten sie zu gigantischen. Nach und nach erwarben sie diese Allmacht des Reichtums, die scheinbar kein Umstand kontrollieren oder begrenzen kann. Der erste Reuben Vanderpoel wusste nichts von Rechtschreibung, der zweite erlernte sie, der dritte war so gebildet, wie es ein Mann sein kann, dessen einziger Beruf das Geldverdienen ist. Seine Kinder lernten dann alles, was teure Lehrer und teure Schulen ihnen beibringen konnten. Nach der zweiten Generation verbesserte sich die magere und merkantile physische Gestalt der Vanderpoels. Feminines gutes Aussehen erschien auf der Bildfläche, und man machte das Beste daraus. Die Vanderpoels investierten sogar gutes Aussehen zu ihrem Vor-

teil. Der vierte Reuben Vanderpoel hatte keinen Sohn, nur zwei Töchter. Sie wohnten in einem Brownstone-Haus an einer Durchgangsstraße, durch die der Verkehr rauschte. Man wusste, dass diese »Villa« (das Haus wurde immer so genannt) eine Anzahl von Dollar gekostet hatte, die bis zu den höchsten Höhen der Rocky Mountains bekannt war. Es gab vielleicht sogar Pueblo-Indianer, die Gerüchte über den Preis der Villa gehört hatten. Alle Geschäftsinhaber und Farmer der Vereinigten Staaten hatten Beschreibungen in den Zeitungen gelesen, wie sie eingerichtet war; sie kannten den Wert der Brokatvorhänge in den Schlafzimmern und Boudoirs der Misses Vanderpoel. Man ergötzte sich sehr an der Tatsache, dass Miss Rosalies Badezimmer mit Carrara-Marmor ausgestaltet war, und für all die guten Seelen in den kleinen Städten Neu-Englands und des Westens, die tatkräftig dabei waren, ihre eigene Wäsche zu waschen, war es ein herrlicher Luxus, sich auszumalen, dass das Wasser im Carrara-Marmor-Badezimmer mit Irisduft aus Florenz parfümiert war. Dinge wie diese wurden irgendwie zu ihrem persönlichen Besitz und konnten sogar die Last ihrer schweren Arbeit lindern.

Rosalie Vanderpoel heiratete einen Engländer, der über einen Adelstitel verfügte, und ein Teil der Geschichte ihres Ehelebens bildet meinen Prolog. Ihre Ehe gehörte zu den frühen internationalen Ehen, und der republikanisch gesonnene Geist hatte sich noch nicht an all das gewöhnt, was mit einer solchen Verbindung einhergehen kann. Er war noch unbedarft, voller Phantasie und vertrauensvoll in diesen Dingen. Der Titel eines Barons und ein Herrenhaus, zu dem ein altes englisches Dorf gehörte und Dorfbewohner, die vielleicht sogar noch altmodische schmucke Arbeitskittel trugen, waren für Menschen, deren Kenntnis solcher Dinge sich nur den Romanen von Mrs Oliphant und anderen Schriftstellern verdankte, voll pittoresker Würde. Die einfachsten kleinen Anekdoten, in denen Pfarrhäuser, Wildhüter und

Dowager-Witwen<sup>3</sup> eine Rolle spielten, waren in diesen frühen Tagen aufregend. Der Name »Sir Nigel Anstruthers« hatte, wenn man ihn auf einer Visitenkarte las, eine Aura von Distinktion, die geradezu erregend wirkte. Sir Nigel war nicht so pittoresk wie sein Name, wenn er auch nicht ganz ohne jede Anziehungs-kraft daherkam, zumindest solange er aus Gründen, die nur er kannte, beschlossen hatte, sich einigermaßen liebenswürdig zu geben. Er war ein Mann von guter Statur und hatte eine gute Stimme, und wenn da nicht eine gewisse Schwere in seinem Ge-sicht gewesen wäre – das Resultat einer verwerflichen Lebens-weise –, hätte er den Eindruck vermittelt, besser auszusehen, als er es in Wahrheit tat. New York ließ sich von der Tatsache amü-sieren und gleichzeitig bezaubern, dass er mit einem »englischen Akzent« sprach. Seine Aussprache war tatsächlich sehr deutlich, und er behandelte seine Vokale gut. Er war ein Mann, der gesell-schaftliche Regeln und Höflichkeiten mit ihm anerzogener Ge-nauigkeit sorgfältig beachtete, wenn er es für vorteilhaft hielt, diese zu berücksichtigen. Ein scharfsinniger Mann von Welt hat-te einmal über ihn gesagt, dass er sich einerseits zeremoniöser und andererseits zwangloser gebe als Männer, die in Amerika er-zogen worden waren.

»Wenn Sie ihn zum Dinner einladen«, war der genaue Wort-laut, »oder wenn man stirbt oder heiratet oder einen Unfall hat, sind seine Beileidskarten prompt und höflich, aber die Wahrheit ist nun mal, dass er sich überhaupt nicht um Sie oder Ihre Ver-wandten schert, und wenn Sie es ihm nicht in allem recht ma-chen, hat er keine Probleme damit, übellaunig zu werden und unglaublich grob, was ein Amerikaner sich normalerweise nie-mals erlauben würde.«

Von vielen Leuten wurde Sir Nigel jedoch nicht analysiert, sondern akzeptiert. Er gehörte zu den ersten Engländern, die in der New Yorker Gesellschaft erschienen, und zog einiges Inter-

esse auf sich, weil er mit seinem Herrenhaus und dem alten Familiennamen noch etwas Neues darstellte. Man sprach sehr viel über ihn bei lebhaften Damen-Lunchpartys, und man sprach sehr viel über ihn bei ebenso lebhaften Nachmittagsteegesellschaften. Bei Dinnerpartys beobachtete man ihn häufig verstohlen, aber nach dem Dinner, wenn er mit den Männern beim Wein saß, war er nicht eben beliebt. Zwar stimmte es nicht, dass man ihn gar nicht leiden konnte, aber Männer, deren Hauptinteresse zu dieser Zeit in Börsenfragen und Eisenbahnangelegenheiten bestand, fanden es nicht leicht, sich mit einem Mann zu unterhalten, dessen einzige Beschäftigung das Schießen auf Vögel war und das Jagen von Füchsen, wenn er sich nicht einfach in London herumtrieb, um dort seine Zeit zu vergeuden. Die Geschichten, die er erzählte, und es waren eher wenige, waren meist Anekdoten, deren humorige Pointe darin bestand, dass ein Mann lustigerweise ein unglaublich schlechter Schütze oder Reiter war und entweder einen Wildhüter mit seiner Schrotflinte durchlöchert hatte oder in einen Graben geworfen worden war, als sein Pferd über eine Hecke sprang, und solche Dinge wurden nicht unbedingt interessanter dadurch, dass sie durch Gehirne gefiltert wurden, die sich gewöhnlich mit Börsenspekulation und Handel beschäftigten. Er war keineswegs so dumm, dass er dies nicht bereits in seiner ersten Zeit seines Besuches in New York gemerkt hätte, was wahrscheinlich der Grund war, warum diese Geschichten nicht häufiger erzählt wurden.

Ihm seinerseits erschloss sich nicht so recht der Spaß eines »großen Deals« oder einer Riesenpleite an der Wall Street – oder die Komik von Witzen, die sich darauf bezogen. Alles in allem wäre er froh gewesen, wenn er diese Dinge besser verstanden hätte. Seine Verhältnisse waren derart, dass er nun nicht mehr umhinkonnte, die Welt des Geldverdienens mit so etwas wie verdrießlichem Respekt zu betrachten. »Diese Kerle«, die weder

Titel noch irgendwelche großen Anwesen hatten, die sie instand halten mussten, konnten Geld verdienen. Er dagegen musste sich widerwillig eingestehen, dass er viel schlimmer dran war als ein Bettler. Da war vor allem Stornham Court in einem Zustand vollständigen Verfalls – das Anwesen ging völlig den Bach hinunter, die Häuser der Bauern verfielen, und er hatte sozusagen keinen Penny, den er aufbringen konnte; er war bis über beide Ohren verschuldet. Engländer seines Ranges, die in der Vergangenheit nichts mit Handelsfragen zu tun gehabt hatten, hatten begonnen, zumindest ein klein wenig damit zu liebäugeln – die Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen, die sich damit für die Aristokratie eventuell eröffnen könnten. Es war nicht so, dass Herzoginnen voller Elan Modeläden eröffnet hätten, noch gab es sich waschechte Grafen auf der Bühne die Ehre, aber einige Adlige hatten ein wenig mit dem Bierhandel getändelt und mit der Börse kokettiert. Eine der ersten Handelserrungenschaften war die Entdeckung Amerikas gewesen – insbesondere von New York –, wo man, wenn man sich zu einer so drastischen Maßnahme entschließen konnte, seine Söhne profitabel verheiraten konnte. Am Anfang war das Feld so vielversprechend erschienen, dass es zu übereilten und unbesonnenen Entscheidungen kam bei denjenigen, die nicht viel Menschenkenntnis hatten und sich deswegen in aller Ruhe auf eine Naivität verließen, die, wie sich bald herausstellen sollte, schnell an ihre Grenzen kam. Naivität, die gelegentlich mit bemerkenswertem Scharfsinn einhergeht, ist eher ein amerikanischer Charakterzug als ein englischer und deswegen für Engländer eher irreführend.

Zunächst wurden jüngere Söhne, die ihren Familien »Ärger machten«, nach Westen geschickt. Ihre Namen, ihre Schlösser und Herrenhäuser, ihre distinguierten Verwandten, die Londoner Saison, Fuchsjagden, Buckingham Palace und das Rennen von Goodwood erwiesen sich als pittoreske Verlockungen. Dass

die Schlösser und die Herrenhäuser einst den älteren Brüdern gehören würden, dass die distinguierten Verwandten nicht unbedingt auf Verbindungen mit den Unmengen jüngerer Ableger der Familien erpicht waren, dass die Saison in London, die Jagden und Rennen für die Älteren und besser Gestellten gedacht waren, waren Tatsachen, die in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht so recht von den republikanischen Köpfen erfasst wurden. Im Laufe der Zeit verstand man das natürlich in seinem ganzen Ausmaß, aber als Rosalie Vanderpoel 19 Jahre alt wurde, waren sie noch *Terra incognita*. Man kann versichert sein, dass Sir Nigel Anstruthers absolut nichts von einem Gespräch erzählte, das er, bevor er segelte, mit einer überaus übellaunigen Großtante gehabt hatte, die die Gattin eines Bischofs war. Sie war ein grässliches altes Weib mit einem breiten Gesicht, groben Gesichtszügen und einer rauen Stimme, deren Ton ihren Beobachtungen Schärfe verlieh, wenn sie sich ihrer Lieblingsbeschäftigung hingab, sich in die Angelegenheiten ihrer Bekannten und Verwandten einzumischen.

»Ich weiß gar nicht, was das soll, dass du einfach so nach Amerika fahren willst, Nigel«, war ihr Kommentar. »Du kannst es dir gar nicht leisten, und es ist vollkommen lächerlich, wenn du die Absicht hast, zum Vergnügen zu reisen, als wärest du ein Mann von Vermögen, statt jemand, der, wie Maria mir sagte, nicht einmal seinen Schneider bezahlen kann. Weder der Bischof noch ich können etwas für dich tun, und ich denke auch nicht, dass du das erwartest. Ich kann nur hoffen, dass du wenigstens weißt, was du in Amerika tun willst, und dass es etwas Praktisches ist als Büffel. Du solltest in New York bleiben. Die Töchter dieser großen Ladenbesitzer sind enorm reich, sagt man, und sie freuen sich immens über Aufmerksamkeiten von Männern deines Standes. Es heißt, sie würden jeden heiraten, wenn er nur eine Tante oder eine Großmutter mit einem Titel hat. Du könn-

test ja die Marquise erwähnen, nicht wahr. Du brauchst ja nicht darüber zu sprechen, dass sie deinen Vater für einen Schurken hielt und deine Mutter für einen Eindringling in die Familie und dass du seit deiner Geburt noch nie nach Broadmere eingeladen worden bist. Du kannst auch in einem Nebensatz mich und den Bischof ins Gespräch bringen oder auch den Bischofspalast. Ein Palast – auch wenn es der eines Bischofs ist – sollte bei Amerikanern doch Eindruck machen. Die werden denken, es sei etwas, das mit der königlichen Familie zu tun hat.« Sie beendete ihre Ausführungen mit einem höchst beleidigenden Schnauben, das als Lachen durchgehen sollte, und Sir Nigel lief dunkelrot an und sah so aus, als hätte er sie gern niedergeschlagen.

Es war jedoch nicht ihre Einstellung, die ihm so entsetzlich zuwider war. Hätte sie nur alles in einer Art und Weise formuliert, die ihm mehr geschmeichelt hätte, so hätte er das Gefühl gehabt, dass sie durchaus nicht unrecht hatte. Tatsächlich hatte er sich die Dinge selbst schon vor einiger Zeit ganz ähnlich zurechtgelegt, und wenn er die amerikanische Angelegenheit in ihrer Gesamtheit betrachtete, war er zu Entscheidungen gelangt, die durchaus wirtschaftlichen Charakter hatten. Der Impuls, sie niederzuschlagen, überkam ihn nur deswegen, weil er brutal übel launig wurde, wenn man seine Eitelkeit verletzte, und er war so unglaublich wütend, weil sie mit ihm sprach, als wäre er ein Dörfler ohne Arbeit, dem sie Vorhaltungen machen konnte und den sie herumschubsen konnte, wie es ihr passte.

»Für eine Frau, die angeblich aus einer guten Familie stammt«, sagte er danach zu seiner Mutter, »ist Tante Marian das vulgärste alte Weibsstück, das mir je untergekommen ist. Sie hat den Geschmack einer Straßenhändlerin.« Was vollkommen zutraf, aber man durfte nicht vergessen, dass der seine um nichts besser war und dass seine Sicht der Dinge und seine moralische Einstellung vollkommen mit seinem Geschmack übereinstimmten.

Natürlich wusste Rosalie Vanderpoel nichts von dieser Seite der ganzen Sache. Sie war ein liebevoll umsorgtes Schmetterlingskind gewesen, das hübsch war, das man bewunderte und hätschelte von Kindesbeinen an; sie hatte sich dann zu einem gehätschelten Schmetterlingsmädchen entwickelt, hübsch und bewundert und umgeben von übermäßigem Luxus. In ihrer Welt gab es nur freundliche, großzügige Freunde und Verwandte, die das Leben genossen und sich an ihren mädchenhaften Kleiderfragen und Triumphen erfreuten. Sie hatte ihre eine Saison als Belle damit verbracht, von Festivität zu Festivität gewirbelt zu werden und in Räumen zu tanzen, für deren Blumenschmuck man Tausende Dollar ausgegeben hatte. Sie aß an Tischen, die beladen waren mit Rosen und Veilchen und Orchideen, sie trug aus den Ballsälen und von den Festen wunderbare kleine »Gefälligkeiten« und Geschenke mit nach Hause, deren Preis, wenn er in den Zeitungen veröffentlicht wurde, einen Wonneschauer von Entzücken oder Neid durch das Land laufen ließ. Sie war ein schmales kleines Geschöpf, mit einer Fülle leichter fedriger Haare wie die einer französischen Puppe. Sie hatte kleine Hände und Füße und eine schmale Taille – und auch, das musste man zugeben, ein kleines Gehirn, aber sie war ein unschuldiges, gutherziges Mädchen mit einer kindlichen Einfachheit im Denken. Kurz gesagt, sie war genau die Art von Mädchen, die Sir Nigels tyrannisches Temperament zugleich eindrucksvoll und attraktiv finden musste, solange es unter dem zeremoniellen Mäntelchen äußerlich guter Manieren daherkam.

Ihre Schwester Bettina, die noch ein Kind war, war von stärkerer und weniger leicht zu beeindruckender Natur. Betty hatte – mit ihren acht Jahren – lange Beine und ein eckiges, aber doch zartes kleines Gesicht. Ihre offenen stahlblauen Augen waren bemerkenswert wegen der ziemlich auffallenden tintenschwarzen Wimpern und einem geraden, jungen Blick, der anklagend,

ja manchmal auch verdammend wirkte. Sie wurde in einer rui-nös teuren Schule zusammen mit anderen unglaublich reichen kleinen Mädchen erzogen, die wie sie allzu wunderbare Kleider trugen und allzu üppig mit Taschengeld versorgt wurden. Die Schule hielt sich für besonders vornehm und auserlesen, war aber im Grunde auf eine sehr interessante Weise vulgär.

Die unglaublich reichen kleinen Mädchen, von denen die meisten hübsche und vergeistigte oder hübsche und reizvolle Gesichter hatten, aßen Unmengen von Bonbons und plauderten endlos in hohen unmodulierten Stimmen über die Partys, zu denen ihre Schwestern und anderen Verwandten gingen, und über die Kleider, die sie trugen. Einige von ihnen waren nette kleine Geschöpfe, die in der Zukunft aus ihrem Larvenstadium zu hinreißenden Frauen werden würden, aber sie verwendeten ohne Scheu umgangssprachliche Redewendungen und hatten die Angewohnheit, ganz unschuldig über die Preise von allem zu reden. Bettina Vanderpoel, die die reichste und klügste unter ihnen, deren gutes Aussehen am vielversprechendsten war, grenzte in ihrer Sprache beinahe schon an Slang, aber sie hatte eine tiefweiche Kinderstimme und eine ganz erstaunliche Haltung.

Sie konnte Sir Nigel Anstruthers kaum ertragen, und da sie nun einmal ein amerikanisches Kind war, nahm sie kein Blatt vor den Mund, auch wenn das zu Grobheiten führte. »Er ist ein grässlicher Kerl«, sagte sie, »ich verabscheue ihn. Er ist hochnäsig, und er meint, du hättest Angst vor ihm, und findet das auch noch gut.«

Sir Nigel hatte bisher nur englische Kinder kennengelernt, kleine Mädchen, die in jenem diskreten Teil im Stadthaus ihrer Eltern lebten, den man »Schulzimmer« nannte, und die scheinbar nur zu den täglichen Spaziergängen mit ihren Erzieherinnen erschienen; Mädchen mit langem Haar und Jungen mit kleinen Zylindern und Gesichtchen, die sonderbarerweise irgendwie

dazu zu passen schienen. Beide, Jungen wie Mädchen, wurden, wie sich das gehört, von der Bildfläche ferngehalten, und man beachtete sie nicht groß, außer wenn man sie in den Ferien zur Inspektion hervorholte oder zu einem Kindertheaterspiel mitnahm.

Es war Sir Nigel nicht klargewesen, dass ein amerikanisches Kind ein Faktor war, mit dem man durchaus rechnen musste, und ein »junges Ding«, das in den Salon kam, wann es ihm passete, und sich ohne Furcht an der Unterhaltung der Erwachsenen beteiligte, war etwas, das ihn einfach ärgerte. Es stimmte schon, dass Bettina zu viel redete und manchmal unerwünschte Kommentare abgab, aber man hatte ihr nun einmal nicht erklärt, dass die Erfahrungen ihrer acht Lebensjahre nicht immer von fesseln dem Interesse für ein wenig reifere Menschen waren. Sir Nigel war dumm genug, sich in etwas einzumischen, das ihn nun einmal nichts anging, und zwar auf eine Art, die ihn zum Feind des Mädchens hätte werden lassen, selbst wenn dessen Instinkt sich nicht ohnehin von Anfang an gegen ihn gewandt hätte.

»Ihr amerikanischen jungen Dinger seid einfach zu dreist«, sagte er bei einer Gelegenheit, als Betty zu viel geredet hatte. »Wenn du meine Schwester wärest und in Stornham Court lebstest, würdest du deine Lektionen im Schulzimmer lernen und eine Schürze tragen. Niemand hat meine Schwester Emily jemals gesehen, als sie in deinem Alter war.«

»Tja, ich bin nun einmal nicht Ihre Schwester Emily«, gab Betty zurück, »und ich denke mal, ich bin ganz froh darüber.«

Das war wirklich unverschämt von ihr, aber es war leider so, dass sie nicht eben selten unverschämt auf eine dreiste Kleinmädchen-Art war, dabei war sie sich dieser Tatsache jedoch ganz und gar nicht bewusst.

Sir Nigel lief rot an und lachte sein kurzes unangenehmes Lachen. Wenn sie seine Schwester Emily gewesen wäre, wäre es ihr

in diesem Moment schlecht ergangen, denn sein teuflisch böses Temperament wäre mit ihm durchgegangen.

»Ich ›denke mal‹, ich kann mir dazu auch gratulieren«, höhn-te er.

»Wenn ich irgendjemandes Schwester Emily wäre«, sagte Betty, ein wenig von Kampfgeist beflügelt, »würde ich jedenfalls nicht Ihre sein wollen.«

»Also Betty, jetzt sei nicht so abscheulich«, mischte sich Rosalie lachend ein, doch ihr Lachen wirkte nervös. »Da kommt gerade Mina Thalberg die Treppe zur Haustür herauf. Geh mal zu ihr.«

Rosalie, das arme Mädchen, merkte, dass sie immer nervös wurde, wenn Sir Nigel und Betty sich im selben Raum befanden. Sie erkannte instinktiv deren Feindschaft und fürchtete, Betty könnte etwas tun, was ein englischer Baron als vulgär empfinden würde. Ihr einfach gestricktes Gehirn konnte nicht erklären, woher sie wusste, dass Sir Nigel New Yorker oft vulgär fand. Sie war sich jedoch durchaus dieser schlecht verhohlenen Tatsache bewusst und hatte den schüchternen Wunsch, alles zu erklären.

Als Betty mit bewundernswert guter Haltung aus dem Zimmer marschierte, ließ Rosalie ein beschwichtigendes Lachen hören.

»Sie dürfen sie nicht so ernst nehmen«, sagte sie. »Eigentlich ist sie ein prächtiges kleines Ding, aber sie hat nun einmal ein aufbrausendes Naturell. Das ist nach einer Minute wieder vorüber.«

»In England würde man ihr das nicht durchgehen lassen«, sagte Sir Nigel. »Sie ist entsetzlich verzogen, wissen Sie.«

Er verabscheute das Kind. Er mochte Kinder generell nicht, aber dieses weckte in ihm mehr als nur Ablehnung. Später sollte Betty zu einer brillanten und fesselnden Persönlichkeit werden. Aber tatsächlich erkannte ihr noch nicht ganz entwickelter Intellekt schon damals, auch wenn sie sich der tieferen Wahrheit nicht bewusst war, ihn vage als das, was er war. Sie sah ihn als einen

skrupellosen, erbärmlichen Wüstling, einen in seinem Unterfangen so gewissenlosen Abenteurer und Schwindler, als wäre er darauf aus, Schecks zu fälschen oder enorme Juwelendiebstähle zu planen, statt nur ein Mädchen dazu zu bringen, eine unvorteilhafte Ehe einzugehen, dessen Sanftmut und Vermögen einem Schurken mit vornehmem Namen zum Vorteil gereichen sollten. Der Mann war kaltblütig genug, zu verstehen, dass Rosalies sanfte Schwachheit durchaus ihren Wert hatte, weil sie so leicht drangsaliert werden konnte. Mit ihrem Geld konnte er rechnen, weil er es für sich selbst und seine unnatürlichen Laster ausgeben konnte sowie für seinen Namen und sein Anwesen, die beide in Ruinen darniederlagen und möglichst bald wieder aufgebaut und mit neuen Gütern gefüllt werden mussten, sonst würden sie endgültig verfallen, was schändlich wäre, das ließ sich nicht leugnen. Betty mit ihren anklagenden Augen wusste zwar nicht, dass ihr Instinkt in den Tiefen ihres noch ungehobelten jungen Denkens das Potential eines ungewöhnlich feinen Exemplars des britischen Schurken erkannte, aber das war nichtsdestotrotz die faszinierende Wahrheit. Als man ihr später sagte, ihre Schwester habe sich mit Sir Nigel Anstruthers verlobt, entbrannte ihr kleines Gesicht flammendrot, sie starrte einen Moment stumm vor sich hin, dann biss sie sich auf die Lippen und brach in Tränen aus.

»Also wirklich, Bett«, rief Rosalie, »du bist das sonderbarste Mädchen, das ich je gesehen habe.«

Bettinas Tränen waren ein Ausbruch, nicht ein Fließen. Sie wischte sie wütend mit ihrem kleinen Taschentuch weg.

»Er wird dir etwas Schreckliches antun«, sagte sie. »Er wird dich beinahe umbringen. Ich weiß, dass er das tun wird. Ich wäre lieber selbst tot.«

Sie rannte aus dem Zimmer und konnte nie mehr dazu gebracht werden, ein Wort mehr über das Thema zu verlieren. Es